

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 60 (1956-1957)
Heft: 24

Artikel: Der Liebesbriefsteller
Autor: Franke-Ruta, Walther
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-672819>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 25.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

DER LIEBESBRIEF- STELLER

Wir hatten uns nichts Böses dabei gedacht.

Bei dem grossen Putzen nämlich, das ja nach ehernem Gesetz jedes Jahr stattfindet, hatten wir damals, lange vor dem Krieg, unserem schwäbischen Hausmädchen einen Liebesbriefsteller geschenkt.

Es gab welche in allen Preislagen, solche, in denen gleichzeitig Vorlagen zur Anfertigung von Steuererklärungen waren, solche die ausserdem einen ganzen Kalender mit der Trächtigkeitsdauer von Gross- und Kleinvieh enthielten, und es gab auch einen, der einfach aus einer Sammlung klassischer Liebesbriefe abgeschrieben war, von Mozart, Schiller, Goethe und anderen. Den kauften wir und schenkten ihn Minna, in Anbetracht treuer Dienste beim Grossreinemachen. Wir hatten uns nichts Böses dabei gedacht.

Auch Minna hatte sich nichts Böses dabei gedacht, als sie «ihn» kennenlernte. Es geschah auf dem Markt vor einer Kirschbude, vor der sie melancholisch und einsam stand und die Kerne ausspuckte. Da nahte sich ihr ein bildhübscher junger Mann und sagte im Vorübergehen: «Aber Sie können gut spucken, Fräulein!» Durch diese glückliche Wendung angeregt, gab ein Wort das andere, und das Ende war, dass sie «miteinander gingen».

Wenn sie sich nicht sehen konnten, schrieben sie einander Briefe. Diese Briefe waren gewiss recht schwierig abzufassen, und so dachten wir etwas Gescheites zu tun, als wir ihr einen recht guten Liebesbriefsteller schenkten.

Und das arme Mädchen benutzte ihn wirklich. Sie suchte im Register nach passenden Themen

und fand: Mahnung zu fleissigerem Schreiben. Der Brief fing an: «O Du garstiger Mops, Du fauler Schreiber! Was helfen mir alle Deine Talente als Finanzminister, wenn Du nicht schreibst — ist das wohl recht?»

Der brave Schlossergesell, mit dem sie ging, nahm diesen Brief mit einigem Befremden auf und meinte, «Mops» sei ja nicht gerade sehr hübsch, aber zum Finanzminister könne er es schon noch bringen, und ob er sie nicht im nächsten Sonntag im «Schlösschen» zum Tanze treffen könne. Minna nahm dies mit Vergnügen an, sie freute sich aufs Tanzen und aufs «Schlösschen», und die Erwartung wäre bei ihren bescheidenen Ansprüchen sicher nicht enttäuscht worden. Leider kam es aber an diesem Tage zu einem kleinen Streit, weil nämlich «ihr» Herr unnötig oft mit einer gewissen Louise aus dem dritten Stock getanzt hatte, was unbedingt in einem Briefe gerügt werden musste.

Sie fand auch richtig das Thema: «Vorwürfe wegen allzu freien Benehmens», und schrieb einen Brief von Mozart gewissenhaft von vorn bis hinten ab. Der Brief enthielt: «Ich habe mich darüber aufgehalten, dass sie so unverschämt unüberlegt waren, Ihren Schwestern — NB. in meiner Gegenwart — zu sagen, dass sie sich von einem Gecken haben die Waden messen lassen. Das tut kein Mädchen, welche auf Ehre hält. Wenn Sie schon den Trieb hatten, mitzumachen — obwohl das Mitmachen einem Herrn nicht allezeit gut steht, um so weniger einem Mädchen...» — bis hierhin schrieb Minna gewissenhaft ab, und dann fügte sie aus eigener Machtvollkommenheit hinzu: «Und wenn das nochmals passiert, dass Du mit ihr tanzest, dann fahre ich euch beiden in die Haare und ist mir ganz egal was draus wird. Hochachtungsvoll: Mozart.»

Auf diesen Brief erfolgte keine Antwort, und nachdem Minna eine ganze Woche lang vor Liebeskummer die Suppe versalzen hatte, setzte sie sich wieder hin, fand im Register einen Brief unter dem Thema: «Schreiben in unruhigen Momenten», und schrieb ihn wieder getreulich ab. Der Brief lautete: «Bin heut' nacht krank geworden, und zwar toll. Bin zu Wielanden geflüchtet, weil ich ganz allein zu Hause wäre. Hufeland verbietet mir auszugehen. Ade. Nur eine Zeile von Ihrer Hand. Gute Nacht, Engel. Fritz war bei uns, den habe ich viel geküsst. Ade, Goethe.»

Worauf mit wendender Post der treulose Herr an unserer Wohnungstür erschien, einen fürchter-

lichen Lärm machte. Minna fragte, seit wann wir Hufeland hiessen und wer Wieland sei, und was sie Fritzen abzuküssen habe, und schliesslich im Eifer des Gesprächs unsere Türklinke beschädigte und unter Racheschwüren wieder abzog.

Lange ging Minna sonntags nicht mehr aus und weinte sich die Aeuglein rot. Wir hatten uns nichts Böses dabei gedacht.

Damals habe ich dann, um eine Wiederholung so trauriger Begebenheiten zu verhindern, meiner Frau gesagt, dass wir in Zukunft vom grossen Putzen absehen wollen.

Richard Gerlach

D I E N A T U R S E H E N

Kein Mensch ist imstande, die ganze Natur zu sehen. Sie ist so vielgestaltig, dass das Leben eines einzelnen kaum ausreicht, die Flamingos in den Papyrus-Sümpfen, die blühenden Soldanellen am Gletscherrand, die Fledermausfische an den Korallenriffen, die Moschusochsen am grönländischen Fjord und die Albatrosse über den Ozeanen kennenzulernen. Wir können uns eine Gruppe von Tieren oder Pflanzen vornehmen und sie eingehend beobachten. Dann erfahren wir, wie zum Beispiel die Stichlinge oder die Fischreiher sich gegeneinander benehmen. Wir können auch in einem Garten abwarten, welche Schmetterlinge die Blumen besuchen. Aber immer werden wir einen Ausschnitt wählen. Was darüber hinausgeht, wissen wir nicht aus eigener Anschauung. Wir können in Büchern nachschlagen, was über die Formen des Lebens, die wir nicht in ihrer Welt aufgesucht haben, geschrieben ist. So ergänzen wir das Bild.

Wir sehen also die Natur notwendig aus den Schranken, die uns durch unsere begrenzte Lebenszeit und durch unseren Aufenthalt gezogen sind. Ohne unmittelbares Eingehen kommen uns die

tausendfältigen Erscheinungen nicht zum Bewusstsein; darum suchen wir möglichst viel Wirklichkeit zu erfahren. Es war der Irrtum des Naturalismus der neunziger Jahre, dass man durch ein getreues Abbild des Naheliegenden die Natur erfassen könnte. So bekam man hauptsächlich in den Blick, was den Menschen dieser bestimmten Zeit auffiel. Man hielt Scherben ins Licht und setzte ein Mosaik zusammen. Das Gefäss aus der Hand des zufällig formenden Töpfers behielt Sprünge, der Inhalt lief aus, es blieb leer.

Der Mensch lässt sich bei der Naturbetrachtung nicht ausschalten. Es fragt sich nur, ob er sich selbst wichtiger nehmen soll als die Geschöpfe. Tut er das, so entwirft er ein verzerrtes Bild. Da er das Ganze der Natur nicht überschauen kann, muss er sich an das halten, was ihm vor Augen liegt, und je weniger er es in einen spitzen Blickwinkel rückt, um so weiter wird er ins Sein spähen. Die Natur ist nicht nach dem Modell des Menschen geschaffen, sondern nach ihrem eigenen Gesetz, und wenn wir unsere Wünsche in sie hineinlesen, verfälschen wir sie. Eine absolute Objektivität zu erlangen, steht nicht in unserer Macht. Aber wir können vorschnelle Schlüsse vermeiden und uns in die eigenen Bedingungen eines Tieres oder einer Pflanze versenken. Wenn wir eine Schlange täglich in ihren Verrichtungen beobachten, wissen wir zugleich auch etwas über alle Schlangen und bemerken, was die verschiedenen Arten unterscheidet.

Alles Geschaffene ist auf geheime Weise verknüpft. Der liebevollen Bemühung gelingt es, manche Fäden zu entwirren und zuweilen das Band zu erkennen, das durch alle hindurch wirkt. Nicht der Duft jeder Blume ist uns vertraut; aber wir nehmen wenigstens den Duft überhaupt wahr. Der Schimmer auf den Flügeln eines Fasans wird uns zum Gleichnis einer allenthalben verborgenen Schönheit, und das Hämmern des Spechtes spricht zu dem Wissenden wie ein geheimes Zeichen. Da gibt es Riten, die von allen Barschen einer Art gleich ausgeführt werden, und unvorherzusehende Regungen, die dem Augenblick entspringen. Menschen, die zu sehr mit sich selber beschäftigt sind, sagt die Natur freilich wenig; sie schlendern achtlos an tausend Farben und Tönen vorbei. Doch ein von den Ursprüngen entfremdetes Dasein, das nur gelten lässt, was Menschen gebaut haben, ist den Erschütterungen wehrloser ausgeliefert als eines, das von sich absehen und die Natur anschauen und bedenken kann.